



Franz Mikl, 1931-2020

Eine freundschaftliche Verneigung vor dem Leben eines,
den der liebe Gott viel zu sehr liebte

Am 29. November ist die Dankbarkeit in den Himmel eingezogen.

Franz Mikl, gleichsam leidenschaftlicher Anrechner des Guten und Ausrechner erfüllter Zeiten, ist nach etwas mehr als 2,8 Milliarden Sekunden in den Himmel gegangen. Es war nicht nur seine in Jugend- und Studentenzeit entstandene mathematische Leidenschaft, die ihn Zeitauern manchmal in Sekunden angeben ließen, sondern die Tatsache, dass er das Leben Sekunde für Sekunde genießen konnte und auch aus noch so kleinen Augenblicken die Wunder der Schöpfung und das Wunder Mensch aufgesogen hat.

Von Kärnten nach Wien

Geboren wurde Franz am 13. August 1931 in Radendorf im Kärntner Gailtal, nahe dem Dreiländereck Italien – Slowenien – Österreich. Sechs Jahre später dann der Umzug ins wenige Kilometer entfernte Hart, beides Ortschaften mit weit weniger Einwohnerinnen und Einwohnern als Jahre später sonntäglich begeistert seinen Predigten im etwas mehr als 300 Kilometer entfernten Wien lauschen werden.

Das „neue“ Haus in Hart entpuppt sich allerdings als uraltes, nicht wirklich bewohnbares Bauwerk, das letztlich abgerissen und neu gebaut werden muss. Während dieser Zeit übersiedelt man ausgerechnet im Winter in eine eiskalte „Hütte“, und jeder, der Franz kennt, weiß: Spätestens da hat er beschlossen, sich in Zukunft nur mehr wohl zu fühlen, wenn ihm Sonnenstrahlen mindestens im gleichen Ausmaß durch Mark und Bein fahren wie damals die Kälte in den ersten Wintern in Hart.

Überhaupt sind die 1930er-Jahre für uns Nachgeborene vermutlich nicht richtig vorstellbar. Die Lebensverhältnisse sind bescheiden; auch Kinder müssen sich früh in die Gestaltung des (Über-)Lebens einbringen und zum Beispiel als Hüterbub Dienst tun. Das ist nicht so romantisch, wie sich das die Städter des Heutes vorstellen, aber es hat auch schöne Seiten: Manchmal spürt man den Atem der Natur und kann über das Gemälde staunen, das ein Schöpfergott in die Landschaft gemalt hat.

Dann kam ein Krieg. In diese Zeit fällt die Volks- und Hauptschulzeit von Franz. Kaum zu glauben: Er war nur ein „mäßiger“ Schüler, musst sogar eine Klasse wiederholen, was aber letztlich jene Lebensgeister hervorlockte, die wir dann Jahrzehnte lang miterleben konnten: Der Ehrgeiz, in seinem Wirken und Werken nach dem Besten zu streben, zu dem er imstande ist.

Ab 1946 war er Vorzugsschüler in der Bundesgewerbeschule in Villach und ab 1951 an der Technischen Hochschule (heute: Technische Universität) in Wien.

Im selben Ausmaß, in dem seine Lernerfolge und -auszeichnungen steigen, steigt auch seine Beschäftigung mit dem Glauben. Und im selben Ausmaß, in dem die Vertiefung ins Religiöse zunimmt, gehen – kaum zu glauben für jemanden, der ihn die letzten 60 Jahre

kannte – seine sozialen Kontakte und Freundschaften zurück. Am Anfang seines Lebens als Auf-Menschen-Zugeher stand also eine Besinnung auf sich selbst – und auf Gott.

1952 entscheidet sich Franz endgültig, Mathe und Darstellende Geometrie anderen Ingenieurinnen und Ingenieuren zu überlassen. Er bleibt zwar dem Fach Bauwesen treu, wechselt aber in die Abteilung zum Bau am Reich Gottes.

Pater Josef I

Franz tritt in den Orden der Franziskaner-Minoriten ins Kloster Alservorstadt in Wien ein und studiert nach einem Jahr Noviziat von 1953-58 Theologie an der Universität Wien. Wie es beim Ordenseintritt üblich ist, nimmt er einen neuen, eigenen Namen an und für eine Zeit seines Lebens wird aus dem Franz ein Frater – später Pater – Josef, benannt nach Josef von Copertino, einem „Volksheligen“ des 17. Jahrhunderts.

Nur der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle erwähnt, was es unter anderem in der Biografie des Giuseppe da Copertino (also des „echten“ aus dem 17. Jhdt.) zu lesen gibt: *„Seine Kindheit war geprägt von Not; sein Leben immer auch ein wenig von Kränklichkeiten gezeichnet. Sein Magen lehnte an manchen Tagen jede Form von Essen ab. [...] Oft sah man ihn lange vor den heiligen Bildern der Kirche betend, dabei wirkte er manchmal mystisch, dieser Welt entrückt, beinahe ekstatisch, und manche beschwören, er sei dabei sogar einige Zentimeter über dem Boden geschwebt. [...] Zu einem festen Punkt in seinem Leben war ihm der heilige Franziskus geworden. [...] Er hatte eine nicht immer leicht zu lesende Handschrift aber eine Einfachheit in der Sprache, die Massen an Gläubigen anzog, wenn er von Gott sprach. Die Prüfungen, die er in Vorbereitung zur Priesterweihe abzulegen hatte, versetzten alle in Staunen“.*

Am 29. Juni 1958 erfolgt die Priesterweihe (jetzt sind wir wieder bei „unserem“ Pater Josef/Franz Mikl) durch Kardinal Franz König, der ihm auch Jahre später ein wichtiger Ermöglicher werden wird und mit dem sich Franz immer in besonderer Beziehung und geistig verbunden fühlt.

Die Priesterweihe erfolgte übrigens wenige Monate vor der Wahl Johannes des XXIII zum Bischof von Rom und mit diesen beiden Personalbesetzungen war klar, dass die Kirche gewappnet war für ein neues Zeitalter.

Die Primiz feiert Pater Josef in seinem Kärntner Heimatort Hart mit einem großen Fest. Am Tag danach beginnt er (damals noch ziemlich kurzfristig, wie wir bemerken), die Predigten für die nächsten Sonntage vorzubereiten. Die hält er die nächsten drei Jahre als Kaplan draußen in Wien, in Alservorstadt, in der Alser Kirche, die der „Allerheiligsten Dreifaltigkeit“ geweiht ist. Heilig – heiligst – allerheiligst: Nicht der einzige Hyperlativ, den Franz in seinen Sprachschatz aufnehmen wird, auch wenn er Jahre später zurück zum Superlativ in eine Kirche zur „Heiligsten“ Dreifaltigkeit steigen wird.

Im Kloster der Minoriten hat Franz unter anderem Zugriff auf eine (an Büchern) sehr reiche Bibliothek und wenn er später aus dem Orden austreten wird, wird er (nach Augenzeugenberichten aller, die ihn jemals in seiner Wohnung oder seinem Haus besucht haben) versuchen, diese Anzahl an Büchern wieder zu erreichen.

Zunächst geht er aber 1961 als Kaplan nach Neunkirchen – die Seelsorge der Stadt Neunkirchen liegt in den Händen des dort angesiedelten Minoriten-Konvents – und bald auch als Religionslehrer, zunächst an die Hauptschule. Er baut mit Freude und Begeisterung Jugendgruppen auf, macht die Lehramtsprüfung und beginnt mit einem Doktoratsstudium.

1964 wird er mit einer Arbeit über „Die Bedeutung des Evangeliums im Leben des Hl. Franziskus v. Assisi“ zum Doktor promoviert.

Anschließend entdeckt er eine der großen Lieben seines Lebens: Der erste Urlaub am Meer. Von nun an müssen seine geliebten (heimischen) Bergesgipfel sich ihren Platz im Urlaubskalender mit Stränden rund um den Erdball erkämpfen. Und überhaupt Urlaub: „Du sollst Urlaub machen!“ ist vermutlich nur deshalb nicht in die Originalfassung der Zehn Gebote gekommen, weil Moses auf den Berg Horeb stieg und nicht auf den Georgenberg.

Die Übernahme der Lehrverpflichtungen als Religionslehrer am Neunkirchner Gymnasium wird mit der Zeit zum Hauptberuf; die Betreuung der pfarrlichen Jugendgruppen muss in den Hintergrund treten.

Künstler...

Dafür wird Franz Mikl so um 1968 von einer neuen Leidenschaft gepackt: Der Malerei. Er selbst nannte seinen Malstil einmal „Konstruktiven Symbolismus“. Er wollte aussagekräftige Formen schaffen mit starkem Symbolgehalt, die eher zum Meditieren einladen als zum „Hinschauen“, auch wenn viele seiner Bilder als Raumschmuck in vielen Wohnungen von Georgenbergerinnen und Georgenbergern (und anderen) hängen. Wer beim nächsten Abendessen, bei dem er oder sie (mangels üppiger Gästelisten in pandemischen Zeiten) vis-a-vis eines „Franz-Bildes“ sitzt und sich ein wenig in sein Gemälde hineinziehen lässt, entdeckt vielleicht in den farbenfrohen Symbolen Unerklärliches plötzlich ein klein wenig klarer und scheinbar Nebensächliches ein klein wenig eindringlicher.

... und Weltpriester

1971 tritt Pater Josef aus dem Orden aus und wird wieder Franz, der „Weltpriester“. (Anm.: Der Wortsinn dieser Bezeichnung erschließt sich nicht unbedingt von selbst. Vorschlag: Auf Franz bezogen einfach mit „Wöd Pfoara“ zu übersetzen).

Er kommt als Kaplan in die Pfarre St. Erhard in Mauer. Von seinem Pfarrer Ludwig Mitterhöfer lernt er, dass es nicht das Wichtigste ist, was man selber für das Richtigste hält,

sondern was man an Vielfalt und Offenheit in der Kirche zulassen und „akzeptieren“ kann. Auch so kann Fortschritt entstehen – wenn man das möchte.

Franz übernimmt von seinem „Kaplan-Kollegen“ Manfred Schwarz einige Familienrunden und hält sonntäglich um Neun „Familienmessen“ ab, die sich deutlich von der Gestaltung der anderen drei Sonntagsmessen in der Pfarre unterscheiden. Schon rein musikalisch ist der Verzicht auf Orgelmusik auffällig (Damals „Jazzmessen“ oder „Rhythmische Lieder“ genannt – wiewohl von Jazz keine Rede war und Gotteslob-Lieder auch nicht unrhythmisch sind...).

Noch auffälliger aber ist die streckenweise freie Textgestaltung, nicht nur von „Laien“ gelesen, sondern auch von ihnen geschrieben.

Willkommen in der vom Konzil erdachten Kirche!

In Mauer beginnt Franz die zweite Hälfte seines Lebens, nicht nur an Jahren, sondern auch inhaltlich in seinem priesterlich-dienenden Rollenverständnis.

Sein (zweit-)oberster Boss, Franz Kardinal König, hatte es bereits am Ende des zweiten Vatikanischen Konzils formuliert, wie Kirche aussehen müsste: *„Eine einladende Kirche; eine wärmende, mütterliche. Eine Kirche des Verstehens und Mitfühlens; eine, die mit den Menschen lacht und mit ihnen weint. Eine Kirche der festlichen Tage und eine des täglichen Kleinkrams. Eine Kirche, die nicht Bedingungen stellt, die nicht moralisiert. Eine, die nicht Wohlverhaltenszeugnisse verlangt. Eine Kirche für uns“.*

Ein kirchenhierarchisch unbedeutender Kaplan in Mauer beginnt also damit, eine konziliare Kirche aufzubauen. Nicht immer verlässt er sich dabei auf die Antworten aus Rom. In Manchem geht er sogar in Distanz dazu, manchmal vorsichtig, öfter auch unverhohlen. Nicht zufällig werden Hans Küng oder Gotthold Hasenhüttl im Laufe seines Lese-Lebens Lieblingsautoren; Theologen, die sich keine Denkverbote auferlegen ließen und die dafür sogar den Entzug der Lehrerlaubnis in Kauf nahmen. So weit will es Franz nicht kommen lassen, aber gefühlt bleibt es für ihn anfänglich auch ein wenig ein Grenzgang und er entwickelt eine geistvolle Strategie: Menschen (auch „Obrigkeiten“) mit Veränderungsresistenz muss man nicht gleich mit aller Wucht abrasieren. Man kann ihnen auch ganz langsam die Haare auszupfen, bis sie merken, dass sie kahlköpfig sind. Und draufkommen, dass sie auch damit eigentlich ganz schön schön sein können.

Pater Josef II

1974 erhält das religiöse Leben und Denken von Franz einen weiteren neuen und wichtigen Impuls: Der Besuch des Cursillo, jenem „kleinen Glaubenskurs“, der die Liebe, die Freude und die Freiheit des Evangeliums vermitteln und eine lebendige und fröhliche Kirche erleben lassen will, vom Geist des Gebets getragen und auf die Begegnung mit Christus und seiner Botschaft ausgerichtet. Das wird Franz ein Leben lang nicht mehr vergessen; er *kann* Kirche gar nicht mehr anders sehen. Pater Josef (García-Cascales), Initiator und bis zu seinem allzu frühen Tod (2012) Gesicht, Kopf und Geist des Cursillo in

Österreich, wird ihm ein langjähriger Freund. Nach den prägendsten Persönlichkeiten für sein (religiöses) Leben befragt, nannte Franz (1998) geradewegs zwei Personen: Johannes XXIII – und Pater Josef.

Und dann kommt der Georgenberg

Am 24. Oktober 1976 wird die „Kirche zur Heiligsten Dreifaltigkeit“, von Fritz Wotruba entworfen und auf den St. Georgenberg in Mauer platziert, von Wiens Erzbischof-Koadjutor eingeweiht. Unmittelbar anschließend hält Kardinal König die erste Messe in diesem für viele ungewohnten Kirchenbauwerk. Eine Woche später ist unklar, wer die Sonntagsmesse für die wenig erwarteten Gläubigen halten „muss“; letztlich trifft es Kaplan Mikl. Für eine Sekunde hält der Heilige Geist wohl den Atem an, als Franz sich, fast ein wenig beleidigt, ziert, weil er nicht von vornherein gefragt wurde, den Georgenberg „zu übernehmen“. Aber letztlich gewinnt der Ehrgeiz des früheren Vorzugsschülers Oberhand und in der Gewissheit, der erste nach dem Kardinal zu sein, der dort die Messe hält, sagt er zu.

Ein Leben lang wird er diese Entscheidung als die wichtigste seines Lebens bezeichnen. Es ist eine Entscheidung für seinen persönlichen Himmel.

Auf Fürsprache von Margarethe Ottillinger, Initiatorin der „Wotrubakirche“, wird Franz Mikl bis zu seinem 60-jährigen, diamantenen Priesterjubiläum (2018) Rektor am Georgenberg sein. Das ergibt geschätzt ca. 2000 Sonntagspredigten eines leidenschaftlichen Predigers (die er manchmal schon drei Jahre im Voraus fertig geschrieben hatte), unzählbare Taufen (sein Lieblingssakrament), Erstkommunionen, Hochzeiten und trostspendende Verabschiedungen und Auferstehungsfeiern, seelsorgliches und religiöses Begleiten, gemeinsames Feiern und stilles Gebet, lautes Halleluja-Singen und meditatives Verinnerlichen. Und das auch noch beinahe ohne Ermüdungen über die Zeit des „offiziellen“ Rektorats hinaus.

Gemeinsam mit den ersten „Ur-Georgenberger_innen“ prägt er für viele Jahre das, was er unter Kirche und Gemeinde versteht. Manchmal war dazu nicht viel mehr notwendig als hinzuhören, zu verstehen, zu ermutigen und zuzulassen. Und am Leben der anderen teilzunehmen.

Erinnerungen

Franz war ein Leser von mindestens 3000 Büchern. Ein Nachdenklicher und ein Nachdenklich-Machender. Ein Motivator und Begeisterer, ein Kirchenbild-Veränderer und Zweifel-Zerstreuer.

Geprägt war sein Wirken von einem großen Ziel: Der Glaube an einen liebenden Gott, fundiert in tiefer Spiritualität, aber auch in kindlichem Vertrauen in einen „mütterlichen Vater“ oder eine „väterliche Mutter“. (In Frauenfragen war Franz immer schon sehr

großzügig. Wenn Gott Vater oder Mutter sein kann, warum können dann eigentlich nicht auch Menschen im priesterlichen Dienst Männer oder Frauen sein?)

Er wollte eine Kirche in Bewegung, aber kein ständiges Ändern der Sitz-, Steh- und Kniehaltung der Gläubigen während der Messe.

Er glaubte an einen menschlichen Gott und an das Göttliche im Menschen.

Er war sicher: Gott vertraut auf uns, und wir können auf ihn vertrauen.

Er war kein Besser-Wisser (außer beim Kartenspielen...), aber ein Besser-Seher, der das Beste in jedem gesucht hat; Eigenschaften, die für andere unsichtbar waren, vielleicht auch für einen selbst – die konnte er hervorkehren.

Er war ein lautstarker Prediger und ein Lautstark-Dankbarer.

Wann immer sein Herz voll war, war es ein paar Tage später auch ein Briefkasten in Mauer oder sonst wo auf der Welt.

Er war Familienmensch aus Überzeugung: Überzeugt davon, dass es eine ziemlich gute Idee für das Zusammenleben von Menschen ist, einen Platz zu haben, wo man anfangen kann zu leben und die Liebe niemals aufhört.

Er war ein begeisterter Ermöglicher und Begleiter der Pfadfinder, jahrelang durch halb Österreich Nachfahrender, um auf den Lagern den Sonntag gebührend zu feiern, und schließlich „Allzeit Bereit“ als Lebensmotto zu verinnerlichen.

Selbst noch mit Hörgerät schenkte er Mutlosen ein offenes Ohr.

Er war ein Zuversichts-Spender und oft ein Verdoppler unserer Spenden für die vielfältigen von der Gemeinde initiierten Unterstützungsleistungen für die, die es dringend brauchen.

Er war ein großzügiger Heilig-Sprecher und leidenschaftlicher Dogmen-Verweigerer.

Er wollte mit einem jungen Herzen alt werden und nahm dafür einen Herzschrittmacher in Kauf. Und wurde selbst ein Herzschrittmacher, der unseren Herzen Beine machte.

Einander groß machen war ihm wichtiger als die sture Einhaltung einengender Verordnungstreue oder ausgrenzender Normen.

Er segnete lieber mit dem Herzen als Menschen zu beweihräuchern.

Er war ein Herzens-Berührer. Er schwärmte von der Liebe. Manchmal auch missverstanden, manchmal auch zu unbescheiden, aber immer in der festen Absicht, den Menschen eine Idee von der Liebe Gottes weiterzugeben.

Die Liebe Gottes: Sie ist mehr als ein Gefühl. Sie ist eine Entscheidung Gottes für uns, für dich, für mich. Eine Zu-Wendung im wahrsten Sinn des Wortes. Immer mit ausgestreckten Armen.

Er selbst liebte die Natur, die Sonne, die Wärme, die Menschen – und die Musik.

Die Musik

Franz war ein leidenschaftlicher Musik-Genießer. Aus ihr schöpfte er viele seiner Gedanken und Leidenschaften. Wenn sich Violetta in der Traviata oder Valjean in Les Misérables in Liebe aufopfert, war er nicht nur von der Musik ergriffen, sondern vor allem von ihren Lebenshaltungen und Lebensschicksalen.

Er liebte die Neunte von Beethoven, die Ode an das Ideal einer humanistischen Gesellschaft, durch Freude und Freundschaft in Ewigkeit verbunden.

Mehr noch aber das *Te Deum* von Anton Bruckner.

Schon Bruckner selbst hat über sein Werk gesagt: *„Wenn mich der liebe Gott einst zu sich ruft und fragt: Wo hast du die Talente, die ich dir gegeben habe?, dann halte ich ihm die Notenrolle mit meinem Te Deum hin, und er wird mir ein gnädiger Richter sein“*.

Und Franz? Der wird wohl am 1. Adventsonntag gesagt haben *„Wenn mich der liebe Gott zu sich ruft und fragt: Wo hast du die Talente, die ich dir gegeben habe?, dann zeig ich nur auf meinen Ge(b)orgenberg hin, und er wird mir ein gnädiger Richter sein“*.

Franz, der große Gottes-Lober. *Te Deum laudamus!*

Auf dich, oh Herr, habe ich gehofft, dass ich in Ewigkeit nicht vergehe.

Er war ein fröhlicher, oft strahlender Lebensbejaher und gleichwohl ein gottvertrauender Sterbender.

Allzeit bereit im wahrsten Sinn des Wortes bis zum letzten Atemzug, und unendlich für sein Leben dankbar und das, was ihm seine Begleiterinnen und Begleiter geschenkt haben.

Am 29. November ist die Dankbarkeit in den Himmel eingezogen.

Halleluja!